



Die Apriacher Stockmühlen sind weit über Kärnten hinaus bekannte Kulturdenkmäler

## Allerlei Wasser

**Ein Kaleidoskop mit Gail und Mississippi, Atlantik und Pazifik, Wasserfrauen und Wassermännern, nebst zwei poetischen Brunnen**

von *Karlheinz Rossbacher*

Quelle, Bach, Fluss, Strom, Teich, See, Meer, Zapfhahn, Duschkopf, Hydrant, Swimmingpool: allerlei Wasser. Der amerikanische Astronaut Scott Joseph Kelly verlebte, nachdem er bereits einige Male längere Zeit in der Weltraumstation ISS zugebracht hatte, das Jahr 2015 fast zur Gänze dort oben, in 400 Kilometern Höhe. Ein Jahr lang hatte er kein frisch gekochtes Essen vor sich. Und er hatte weder fließendes noch tröpfelndes Wasser zur Hand, denn man saugt es aus Behältern und säubert sich mit Feuchttüchern aus der Folie. Als Kelly nach Rückkehr zur Erde und nach medizinischen Untersuchungen nach Hause kam, sprang er in voller Gewandung in seinen Swimmingpool. „That feels good“, bemerkte er kurz und trocken in die Kamera. Nie mehr in seinem Leben, so schrieb er dann in einem Buch, werde er Wasser für etwas Selbstverständliches halten.

Der Mühlgraben in Waidegg im Kärntner Gailtal, wo ich aufwuchs: Ein schäumender Wildbach schoss weiter oben mit gehörigem Gefälle in die Turbinen eines kleinen Elektrizitätswerks, das das Dorf versorgte. Etwas weiter unten trieb der Bach die Räder von vier Mühlen an, und noch weiter unten, immer noch mit Gefälle, ein kleines Sägewerk. Der Bach mündet in die Gail. Obwohl er von den Gailtaler Alpen sonenseitig herabkommt, ist er zum Großteil beschattet und zum Baden zu kalt. Drei kleinere Wildbachsperrungen, deshalb keine Fische.

Anders im nächsten Ort. Vom Haus meiner Großmutter waren es ein paar Schritte hinunter zu einem Bach, der ebenfalls sonenseitig in die Gail herabrauscht. Auch dieser Wildbach ist kalt, staut sich sogar hier und dort ein wenig, verlockt aber ebenfalls nicht zum Baden. Gern aber standen wir bis zu den Knien drin und griffen unter die Steine nach Forellen, bis die Waden schmerzten. Oder wir versuchten es mit behelfsmäßigen Angelruten, daran eine Schnur mit gebogener Stecknadel und geködertem Regenwurm. Das war verboten und schon deshalb reizvoll. Aus dem Wasser kam der Fang gleich in die Pfanne. Wir brieten ihn in Butter und Maismehl, das ergab so etwas wie eine Panier. Die Forellen waren klein, und es hätte gleich



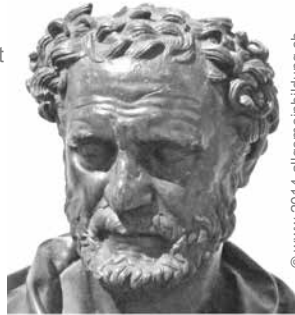
Foto: Hans Senger

drei Strafen geben können: fürs Angeln ohne Lizenz, für die Verwendung eines lebenden Köders, und schließlich dafür, dass die erbeuteten Forellen nie das gesetzliche Mindestmaß von zweiundzwanzig Zentimetern hatten.

Allerlei Fische, auch ausgesetzte tropische, aber keine Forellen, denn die haben es gerne kühl, gibt es im Maibachl, dem Maibächlein oder Maibacherl. Aber niemand nennt es so, sondern beim Kärntner Dialektnamen mit leicht gedehntem a: Maibachl. Es ist Ausfluss einer Thermenlinie beim Kurort Warmbad Villach und entspringt am Fuß des Dobratsch; das ist ein massiver Gebirgsstock am Dreiländereck von Österreich, Slowenien und Italien. Das Maibachl ist etwas ganz Besonderes: hurtig fließendes warmes Wasser in freier Natur, bei kühlerem Wetter dampft es. Es ist launisch und rinnt nicht immer, aber wenn ich im Mai in die Schule fuhr, sah ich es an der Bahnstation vorbeifließen, bevölkert von zahlreichen Badenden, die sich sitzend oder liegend umspülen ließen. An der Bahnlinie sieht man das Maibachl jetzt nicht mehr, wohl aber hinter dem größten der Hotels. Von dort kann man es zurück bis zu seinen Quellen verfolgen. Man kommt so auch zu einem flachen Teich, durch den es hindurchfließt, mitten im Wald. Sonne ist nicht nötig, denn das Maibachl ist ja ein Warmbachl. An den Ästen und Sträuchern der Ufer hängen die Hosen und Röcke, Hemden, Blusen und Schuhe der Badenden, die sich nicht nur plätschernd wohlfühlen, sondern auch mehr oder weniger an die Heilwirkung des dosierten Elements Radon und verschiedener Mineralien glauben.



Heraklit



© www.2014.allgemeinbildung.ch

## Panta rhei ...

Die Sprache des Fließens und des Wellenschlags hat, um im Bild zu bleiben, philosophische Quellen. Vom griechischen Philosophen Heraklit (520 - 440 v. Chr.) gibt es keine direkten Aussagen, wohl aber in der Überlieferung durch Plato. Dass man nicht zweimal in denselben Fluss steigen könne, ist ein Beispiel. „Alles fließt, nichts bleibt“ ist ein Satz, der es zur Zitierfähigkeit für alles Mögliche gebracht hat. In den Gedanken Heraklits sind Richtungsangaben nur impliziert, hingegen ist beim römischen Dichter Ovid (43 v. - 17 n. Chr.) auch neue Gestaltung angedeutet. Im 15. Kapitel seiner *Metamorphosen* gibt es eine eindringliche Reflexion des ganzen Werks, eine zusammenfassende Aussage darüber, was Ovid unter Verwandlung versteht.

„Es gibt im ganzen Weltkreis nichts Beständiges. Alles ist im Fluss, und jedes Bild wird gestaltet, während es vorübergeht. Ja, auch die Zeiten gleiten in ständiger Bewegung dahin, nicht anders als ein Strom. Denn stillestehen kann weder Fluss noch flüchtige Stunde, sondern wie die Woge von der Woge getrieben wird und im Herankommen zugleich gedrängt wird und die Vorgängerin verdrängt, so fliehen die Zeiten und folgen zugleich. Stets sind sie neu, denn was vorher gewesen ist, das ist vorüber; es wird, was nicht war, und jeder Augenblick entsteht neu.“ Fließendes Wasser und Wellenschlag enthalten eine reiche Metaphorik für immerwährenden Wandel als Anschauung des Lebens und der wechselnden Zeitläufte. So wie Ovid hier Grundgedanken Heraklits sowohl ausfaltet als auch anreichert, haben spätere Dichter immer wieder auch auf diese Gedanken Ovids Bezug genommen.

Aber nicht nur die dichterische Sprache erzeugt Bilder des Fließens, sondern auch die des Alltags. Die sind nicht nur häufig zu hören, sondern manche mobilisieren auch negative Aspekte: Geldflüsse werden in der entfesselten Finanzwelt in Sekundenschnelle um den Globus gejagt, jemand ist liquide oder nicht – besser wär's, er wär's, Verkehrsströme bereiten Probleme, Touristenwellen verstopfen Städte, Übertourismus klingt wie Überschwemmung, Flüchtlingsströme ergießen sich westwärts. Als im Jahr 2015 der deutsche Philosoph und Schriftsteller Rüdiger Safranski dafür das Wort „fluten“ verwendete, wurde er im deutschen Feuilleton mit Kritik übergossen. Seit dem Jahr 2020 und einem tückischen Virus fließt das alles spärlicher

bis gar nicht, aber diese Sprachbilder werden gewiss nicht versickern.

Das Wort „flow“ hat Karriere gemacht. Der ungarisch-amerikanische Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi hat untersucht, wann und wie wir in Zustände eines „fließenden“ Wohlbefindens kommen. In der Sonne liegen: kein Flow. Fernsehen: kein Flow. Plaudern: kein Flow. Sondern: Wenn eine Tätigkeit uns voll beansprucht und wir ganz in ihr aufgehen, wenn wir dabei das Zeitgefühl verlieren und trotzdem im Zeitfluss sind, wenn wir Selbstvergessenheit und zugleich höchste Selbstpräsenz erleben, und wenn wir absehen können, dass unser Tun uns weiterbewegen wird von hier nach einem Ziel dort: Dann sind wir im Zustand des Flow. Csikszentmihalyi führt als Beispiel unter anderem ein Ins-Lesen-versunken-Sein an, denn Lesen ist ein Tun, ebenso Aussagen von Künstlern über ein Ins-Schaffen-versunken-Sein. Inzwischen sprechen sogar Dauerläufer, Felskletterer und Tiefschneefahrer von Flow.

## Wasser als Medizin – oder Waffe ...

An einer Thermenlinie entspringen, wenn auch nicht als Bach, dafür vulkanisch heiß, die reichlichen Quellen in Abano und Montegrotto bei Padua und werden auf Badetemperatur herabgekühlt. erinnert uns das wohlige warme Wasser an die Ursuppe, aus der wir alle gekommen sind? (Eine radikale Sehnsucht nach einem großen Zurück beim Dichter Gottfried Benn: „O daß wir unsere Ururahnen wären, ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor.“) Oder ist es Erinnerung daran, dass wir es im Fruchtwasser unserer Mütter schön warm hatten? Auch können einem Verse aus Goethes *Faust II* einfallen: Der Philosoph Thales, der die Meinung seines Kollegen Anaxagoras bestreitet, aller Ursprung sei im Feuer zu suchen, hört vom Meeresgott Nereus die Bestätigung seiner entgegengesetzten Lehrmeinung: „Alles ist aus dem Wasser entsprungen! Alles wird durch das Wasser erhalten!“ Unser Körper besteht übrigens, je nach Lebensalter, zu fünfzig bis achtzig Prozent aus Wasser.

Aus der „Fonte della Salute“ im Park unseres bevorzugten Thermenhotels in Italien sprudelt auf lauwarmer Trinktemperatur herabgekühltes Wasser. Eine Aufschrift an der Brunnenwand verkündet, dass der Ostgotenkönig Teodorico – also Theoderich der Große, der im nicht weit entfernten Ravenna residierte – im Jahre 500 n. Ch. diese Quelle zum göttlichen Heilmittel (*divino remedio*) erklärt hat, anzuwenden bei Erkrankungen des Magens, der Leber, der Nieren, der Harnwege und wohl für Weiteres auch. Ein Glas am Tag ist meine Ration, denn in diesem Hotel glaube ich dem Herrscher der Ostgoten aufs Wort. Er war im Übrigen nicht der erste Kurgast dort. In den Boden des großzügigen Speisesaals sind >>>



starke, grüne Glasscheiben eingelassen, durch die man auf die Grundmauern der antiken Thermenanlage blickt, in der bereits die Römer badeten und das *remedium divinum* genossen. Auf einem Platz in der Kleinstadt Ashland in Oregon trank ich einmal von einem öffentlichen Brunnen mit, wie eine Tafel verkündete, zertifiziert gehaltvollem Wasser. Ich trank als Einziger, niemand sonst nutzte diese Gratisquelle. Das sei, sagte mir eine Ashlanderin, etwas für die Alten, „die glauben noch an so etwas“. Ich war vierundzwanzig.

Auf Sizilien, in Palermo, er war zu Schiff aus Neapel gekommen, notierte sich Johann Wolfgang von Goethe am 4. April 1787: „Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und seinem Verhältnis zur Welt.“ Da war er achtunddreißig. Fünfzehn Lebensjahren eher war ich dran, ein Binnenländer wie er, als ich im Sommer 1963 auf einem Linienschiff den Atlantik überquerte, sieben Tage ringsum vom Meere umgeben, von Genua nach New York, und nach einem Jahr wieder zurück. Das hat gewiss dazu beigetragen, mich in ein neues Verhältnis zur Welt zu setzen. Zuvor war es an der italienischen Adria ein paar Mal Meer mit Sandstrand gewesen, aber nicht Meer ringsum.

In der Bucht von San Francisco sah ich damals zum ersten Mal den Pazifik von seiner ruhigen, friedlichen Seite, doch draußen am westlichsten Punkt des Golden Gate Park, beim legendären Cliff House, von seiner wilden: kalter Wind und gischtiger hoher Wellenschlag gegen die Klippen drunten, ein holzbefuerter Kamin oben drinnen, eine angenehme Gesprächsrunde, ein Glas in der Hand und friedliche Gedanken im Kopf.

Mendocino, ein Ort an der Küste nördlich von San Francisco, zog die Hippies der sechziger und siebziger Jahre an und wurde Titel eines Songs, der ins Ohr ging („We used to (...) make love along the way / in Mendocino“). Es ist noch immer ein Ort für pazifische Gefühle, mit Ateliers, Kunsthandwerk, Cafés mit Tischen in der Sonne, gemächlicher Bedienung, hohen Klippen über dem Ozean, darin viel großblättriger „kelp“. Das ist Seetang, auch Braunalge genannt, der träge in der Dünung treibt. Es gibt ganze Unterwasserwälder davon. Die Reputation von Algen ist im Steigen begriffen, man entdeckt sie als Nahrungsquelle, sie enthalten Proteine, Vitamine und Mineralien. Philosoph Thales darf sich bestätigt fühlen: Alles entspringt dem Wasser, auch proteinhaltiges Essen. Kelp hat große Tage vor sich, vorausgesetzt, das Wasser der Ozeane bleibt so sauber wie bei den Klippen von Mendocino und weiter im Süden an der grandiosen Küste von Big Sur.

Australien, an der Südküste von Melbourne nach Westen, die man im Linksverkehr auf der berühmten Great Ocean

Road befährt: „Keep to the left!“ sagte ich von Zeit zu Zeit zu meiner chauffierenden Frau; das war aber bald nicht mehr nötig. Es tauchten auf die Zwölf Apostel, hohe freistehende, in Permanenz umspülte Gebilde aus Kalk, übrigens weniger als zwölf. Die Brandung hat sie von der Küste abgetrennt und arbeitet immer weiter an neuen Heraushöhlungen, damit es nicht weniger sind, wenn die bestehenden eines Tages im Meer verschwinden. Stete Brandung höhlt den Stein. Das hat Symbolkraft, die sich zum Beispiel Bertolt Brecht, 1938 im Exil in Dänemark, balladen- und parabelhaft zunutze gemacht hat. Eines seiner bekanntesten Gedichte ist die *Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration*. Doppelbödig impliziert darin ist auch die Vorstellung, wie die neuen Machthaber in Deutschland zu bekämpfen seien: nicht mit offener Gewalt, für die es zu spät ist, sondern so: „Daß das weiche Wasser in Bewegung / Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.“



Faszinierende Brandung – hier an der Nordwestküste von Madeira

### „Das Wasser rauscht“, dröhnt, schäumt über ...

Sommer 2017, eine Kreuzfahrt auf dem Schiff „Ocean Majesty“, unsere erste und letzte. Der Name war irreführend, denn das Schiff war keineswegs majestätisch, es war auch nicht mehr jung und mit nur dreihundert Passagieren keine der schwimmenden Kleinstädte, die von der Kreuzfahrtindustrie über die Meere geschoben werden. Eine ruhige Fahrt ab Hamburg, um die Bretagne herum nach Süden, dann aber sehr bald Windstärke zwölf in der Biscaya. Das geplante Anlanden in La Rochelle war nicht möglich, der Kapitän navigierte vielmehr hinaus in den Atlantik, denn man weiß: je näher zum Land, desto höher und gefährlicher die Wellen. Es ging von hochoben nach tiefunten und gleichzeitig schlingernd von schräglinks nach schrägrechts. Es



war eine überaus bewegte Nacht, umgeben von tosenden Wassermassen, mit Vertrauen auf die Schiffsplanken und den Kapitän.

Auf einem Fluss ist man immer unterwegs. In Großdimension erlebt man das an den Niagarafällen, wo der breite Niagara River plötzlich zu einer stürzenden Masse wird, die die Ohren zum Dröhnen und die Augen zum Flimmern bringt. Die Betrachter, die da im Sommer 1988 neben mir standen, nahm ich kaum wahr. Das gilt nicht nur für den mächtigen Hufeisenfall auf kanadischer Seite, sondern auch für den kleineren auf der amerikanischen, dessen Zustrom man wegen der gewaltigen Erosion zerteilt hat. Man fährt, eingehüllt in einen blauen Gummiponcho mit Kapuze, auf dem Schiff „Maid of the Mist“ so weit wie möglich an den Hufeisenfall heran, bis man vor Gischt (= „mist“) trieft. Auch ein Hund erhielt einen Poncho und verhielt sich so beeindruckt wie wir anderen Passagiere. Das Gefühl dafür, dass all das von einem Ursprung kommt, plan von hier nach dort, verliert man, so senkrecht donnern die Wasser. Der amerikanische Maler Frederic Edwin Church hat 1867 ein Gemälde fertiggestellt, das die amerikanischen Fälle im Vordergrund und den kanadischen im Hintergrund zeigt. Sogar dieses Foto in meinem Bildband vermittelt mehr als nur einen imposanten Anblick. Wenn ich es betrachte, höre ich noch das Donnern und verspüre etwas von jener Nässe, die von Gesicht und Poncho auf die Füße tropfte.

In unseren Breiten muss man auf so gewaltige Wassermassen verzichten, dafür kann man in Badehose und ohne Plastikponcho an ein fließendes Wasser gehen und hineinsteigen. In meinem Fall ist es die Gail in Kärnten, Fluss meiner Kindheit und Jugend. Sie entspringt in Osttirol, fließt geradlinig gen Osten, ins kärntnerische Lesachtal. Dort ist sie die Wilde Gail in den tiefen Einschnitten, die sie sich gegraben hat, zwischen großen, von Hochwässern gerundeten Steinen. In diesem Oberlauf fließt sie ohne Gefahr für die Dörfer droben auf den U-förmigen Landschaftsterrassen, die ein Gletscher der Eiszeit ausgeschürft hat. Ein Wasser für Schwimmversuche ist sie in ihrem Einschnitt nicht und selbst für geübte Kajakfahrer eine Herausforderung. Dann fließt sie ins obere und untere Gailtal und mündet nahe Villach in die Drau. Sie empfängt Wildbäche von beiden Gebirgszügen herab, sowohl von den Gailtaler Alpen, der nördlichen West-Ost-Kette, als auch von den spektakuläreren Karnischen Alpen auf der Südseite, dem Grenzgebirge zu Italien.

Der Name Gail ist illyrischen Ursprungs: gailias, die Übersäumende. Im Slowenischen heißt sie Zilja, im Friulischen Zelia. Die Übersäumende verdankt ihren Namen der Tatsache, dass sich ein Adriatief, wenn es über die Karnischen Alpen heraufwällt, reichlich ins Tal abregnet. Und überraschend schnell auch; nicht selten kam ich

durchnässt nach Hause. Oft genügt ein lokaler Gussregen im Oberlauf, und schon schäumt die normalerweise Grünblaue als Braune daher und überschwemmt die Schotter- und Sandbänke. Die größeren tauchen nachher wieder an derselben Stelle wieder auf, die kleineren sind oft ein wenig verlagert, aber alle zeigen wieder ihre kalkige Helle. Über viele Jahre wurde daran gearbeitet, die Gail in ein reguliertes Bett zu zwingen. Sie wurde eingedämmt, wie viele andere Flüsse auch, mit einer Zurücksetzung in halber Höhe, was den Fließraum erweiterte und den Druck auf den Damm verminderte. Durch die Regulierung wurden viele Quadratkilometer saurer Wiesen in Ackerflächen verwandelt. Ein Bagger hatte sein Werk getan, stand noch lange Zeit müßig da, bevor er anderswo benötigt wurde. Er diente uns als Kletterberg und verschaffte unseren Händen und Füßen das Gefühl für erwärmtes Eisen. Manchmal war es so heiß, dass wir es mit Wasserschüttungen kühlen mussten. Dann stiegen wir mit bestimmten Griffen und Tritten möglichst hoch hinauf auf den Kran.

An manchen Abschnitten drängen die Schotterbänke das Wasser zu einem Schwall zusammen, und dort war das Schwimmen zu lernen. Es zog einen rasch dahin, und es genügte, den Kopf oben zu behalten, um die Illusion zu haben, man schwimme. Die Gail ist kalt; die Sonne hat wenig Chancen, sie auf erträgliche Badetemperatur zu bringen. Wir mussten uns eifrig strampelnd bewegen, bevor die Kälte in die Muskeln drang und bevor der Schwall wieder in eine flache Breite zerfloss.

#### Ein Einschub

Der im Jahre 2000 verstorbene Wortkünstler Ernst Jandl konnte dem Schwimmen nichts abgewinnen. Deshalb vielleicht ist es reizvoll, sich zu seinen Versen „nasses gedicht“ in ein Verhältnis zu setzen: „das schwimmen hat mir immer sehr geschadet“ – mir nicht. „ich habe niemals gern in meer, see, teich gebadet“ – in einem Teich habe auch ich nie gebadet, weil es nur einen mit unzugänglichem Ufer gab, wohl aber gern in See und Meer. „ich fühlte nie des schwimmers todeslust“ – hätte Jandl diese Erfahrung gerne gemacht? „hab immer stracks zurück zum strand gemußt“ – offenbar fühlte er sich nicht nur von Wasser, sondern auch von Angst umspült. „mein abscheu gilt auch fließendem gewässer“ – er verspürte also ein unbehagliches Gezogen-, nicht ein prickelndes Umspültwerden. Und nun wird es auf eine verrätselt konstruierte Weise schauerlich: „Celan rannte der Seine ins scharfe messer“ – es war bekannt, dass der Dichter Paul Celan in Paris in einem Wahnanfall ein Messerattentat auf seine Frau verübte. Er ist aber der Seine nicht in ein scharfes Messer gerannt, sondern hat sich in ihr ertränkt.

&gt;&gt;&gt;



## Ein Plädoyer für Wildflusslandschaften

Die eigentliche Bewährungsprobe für meine Schwimmkünste kam im Presseggersee, einem kleinen Wasser mit einer besonderen, weichen Qualität, die man zwischen den Fingern fühlen kann. Sein Wasser, das sich ebenso leicht erwärmt wie das anderer Kärntner Seen, stammt nicht von der nahen Gail, sondern aus kalkarmen Bodenquellen. Im Schilf neben den Holzstegen der Badeanstalt waren Seerosen, andere Wasserpflanzen und kleine Barsche zu sehen. Sie zu angeln war nicht ratsam, denn die Besitzerin hatte scharfe Augen. Aber zumindest eine Muschel wollten wir aus dem Seegrund ziehen. Wir benutzten einen langen Seerosenstängel und dirigierten ihn in den geöffneten Spalt der Muschel. Darauf schloss sie sich und ließ sich aus dem Schlick herausziehen, ein Petri-Heil der besonderen Art. Wir öffneten sie, warfen sie aber gleich wieder ins Schilf, und die kleinen Barsche waren dankbar dafür. Jene Badeanstalt hat sich durch Gerüche fest in meine Erinnerung eingelagert: die Wasserpflanzen, das nasse Holz der Stege, das trockene warme Holz im Liegebereich, die Sonnenschutzmittel. Anders war es an der Gail: das Rauschen der Schwälle, das Sitzen auf den weißen, flachgeschliffenen und erwärmten Steinen der Schotterbänke, das Spazieren mit bloßen Füßen auf dem ganz schmalen Streifen von allerfeinst zermahlenem Sand zwischen dem Wasser und den Steinen, feiner als Sand am Meer.

Denkt man sich die Gail sehr viel breiter, würde sie einem der größten Flüsse gleichen, die aus den Alpen südwärts in die Adria fließen: Der nicht regulierte Tagliamento im Friaul zeigt, wenn ihm je nach Wasserstand danach ist, dasselbe grünblaue Wasser, Streifen von feinstem Sand, kalkhelle Schotterbänke und zudem auch kleine, mit Sträuchern oder Bäumen bewachsene Inseln und naturbelassenen Bewuchs an den Ufern. Es tut gut, die Augen darüber schweifen zu lassen. Der Fluss Vjosa, der von Nordwestgriechenland

durch Albanien in die Adria fließt, mit über 270 Kilometern länger als der Tagliamento, ist ebenfalls nicht reguliert. Der Bau eines Staukraftwerks wurde vor zehn Jahren eingestellt, doch warten gierige Betreiber darauf, dass ihre Pläne doch noch genehmigt werden, was die schönste der vielen eindrucksvollen Wildflusslandschaften des Balkans zerstören würde.

An der ungehindert fließenden Gail gibt es ein kleines Kraftwerk erst kurz vor ihrer Mündung in die Drau. Seit einiger Zeit entstehen Rückbauten mit Ausbuchtungen, damit der Flusslauf es bequemer hat und freier fließt, denn Breitwasser vermindert Hochwasser. Aber alle dreißig oder fünfzig Jahre ist die Gail nicht nur im Oberlauf die Wilde. Der Damm, den jener Bagger zu errichten geholfen hatte, war ins Alter gekommen und brach im Dauerregen des Herbstes 2018, und zwar genau dort, wo ich schwimmen gelernt habe. Die Übersäumende entsann sich ihres illyrischen Namens und setzte ein ganzes Dorf samt Kirche einen Meter unter Wasser. Der Talboden musste über Monate hinweg von Schlamm und Sand befreit werden, mit Tausenden von LKW-Fuhren. Jetzt ist es dort wieder grün, und die Wiesen und Felder tun so, als sei nichts gewesen.

Eine Reminiszenz aus der Schulzeit: Im Herbst 1952 kam die lehmbräune Gail mit hohen Wellen ganz nahe an den Damm der Gailtalbahn heran und wollte ihn überspülen. Die Züge waren bereits gestoppt, die Regengüsse wollten noch stärker werden, und wir durchnässten und frierenden Schüler wollten noch dringender nach Hause. Auf zwei Draisinen legten sich kräftige Eisenbahner ins Zeug und brachten uns heim.

In der Gail schwimmen Äschen, und die Forellen sind größer als in jenem Zubringer-Wildbach. Auch in der Gail war das Schwarzfischen ein besonderer Sport, wenn auch mit mehr Risiko. Einer von uns musste immer Ausschau nach einem bestimmten Gendarmen halten, der sich als Jäger



Der Tagliamento als Mäander-Künstler



Draisine



der Schwarzfischer profilieren wollte und jeden Nachmittag irgendwann auf seinem Fahrrad daherkam. Mehr Risiko, mehr Vergnügen, meist mit Heuschrecken als Köder. Wir warfen eine Faustvoll ins Wasser, um zu sehen, wo ein Fisch heraufschoss. Dorthin warfen wir die Angel, und dieser Versuchung widerstand keine Forelle, besonders wenn die Heuschrecke am Haken noch zuckte. Solche Köder waren untersagt, auch für die Fischer mit Lizenz. Die Äschen, die besten Speisefische der Fließgewässer, waren vorsichtiger als die Forellen, aber irgendwann bissen auch sie zu.

Seit einiger Zeit gibt es vermehrt Jäger anderer Art. Es sind die Kormorane, die Tauchjäger mit scharfem Schnabel. Sie kommen im Winter von den Auen der weit entfernten Donau. Sie stehen unter Naturschutz und sind keine Kostverächter, denn sie jagen alles, was Flossen hat, und der Bestand an Fischen nimmt ab. Nach jedem Tauchgang sitzen die Kormorane mit zum Trocknen ausgebreiteten Flügeln auf Bäumen. Und sie tauchen und trocknen oft. Auch der Fischotter weiß die Fische der Gail zu schätzen, auch er ist ein Zuwanderer und dezimiert den Bestand, und er ist bei den Anglern ebenso verhasst wie der Kormoran. Seit April 2018 gibt es in Kärnten eine Landesverordnung, die den Schutz von Kormoranen und Fischottern teilweise aufhebt und gewisse „Entnahmen“ erlaubt.

Wir sichteten einmal einen Huchen, erzählten es einem Angler, und der fing ihn. Dieser stattliche Großverwandte der Forelle zieht die Drau, die Save, die Pielach in Niederösterreich und die Donau vor. Er hatte sich wohl ein wenig verirrt, und wir bekamen keinen zweiten mehr zu Gesicht. Sein Bestand ist stark gefährdet, obwohl nur junge, kleine Huchen zum Beuteschema des Kormorans zählen. Es gab in der Gail auch viele Koppen, das sind kleine Fische mit großem Kopf und zwei Kiemendornen. Sie verbergen sich unter Steinen in Ufernähe und sind schlechte Schwimmer, eigentlich Unterwasserhüpfer. Wir griffen sie nicht für die Bratpfanne, sondern aus Jagdlust, und ließen sie wieder frei.

## Wasser als „Spielwiese“

Ein Sport nach dem Schwimmen war es, flache Steine über das Wasser springen zu lassen. Dabei beweist Wasser, dass es auch hart sein kann. Blattln (oder Platteln) nennt es der Dialekt, stoneskipping sagen zum Beispiel die Angelsachsen. An der Gail ging das nur an wenigen Stellen, an denen sie ruhig über die ganze Breite floss. Mit vier Hüpfen war es nicht zu schaffen, aber doch das eine oder andere Mal mit fünf. Es gibt einen Rekord, allerdings über ein stilles Gewässer hinweg, aufgestellt von einem Amerikaner: achtundachtzig Mal. Eine Art Augensport war es, von der Brücke hinunter auf das entgegenkommen-

de Wasser zu starren und zugleich einen der Pfeiler im Augenwinkel zu behalten. Das ergab für kurze Zeit die Illusion eines zügigen Flussaufwärtsfahrens. Umgekehrt pflegten wir, flussabwärts blickend, eine entgrenzende Vorstellung aus dem Tal hinaus in die Welt: ein solides Stück Holz ins Wasser geworfen, das man mit den Augen so lange wie möglich verfolgt und dann weiß: Es schwimmt weiter auf der Gail in die Drau, auf der Drau in die Donau, auf der Donau in das Schwarze Meer.

Ein stehendes Wasser, ein Teich mit schwer zugänglichem Ufer: Mit der Gail stand er nicht in Verbindung und ist heute verlandet. Darin wohnte ein kapitaler Hecht, zwar nicht inmitten von Karpfen, aber doch unter kleineren Fischen. Es gab in diesem Biotop nur diesen einen, er war sozusagen der Platzhirsch. Er liebte es, sich knapp unter der Oberfläche zu halten und zeigte seinen Bauch; wir sagten, er döst in der Sonne.

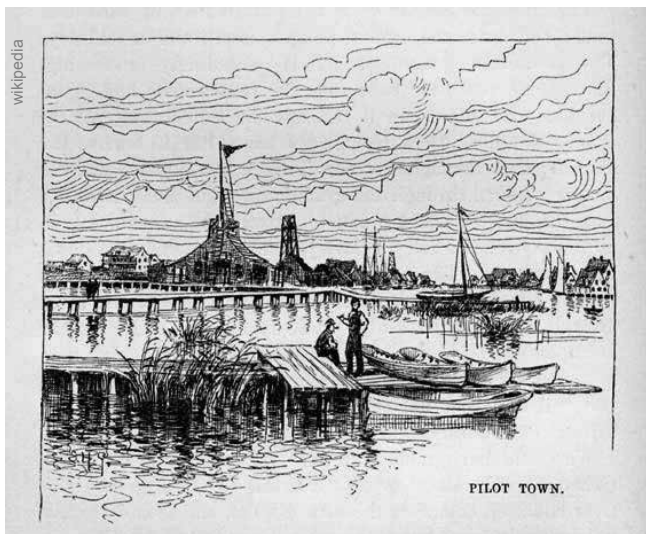
Im grünblauen Wasser schwimmen, auf der weißen Schotterbank liegen und gleichzeitig auf den Gailwiesen Kühe unbeaufsichtigt lassen, das ging nicht gut zusammen, denn Kühe brechen unweigerlich ins nächste Kleefeld aus. Hemmungslos fressen sie diese wohlschmeckende Abwechslungskost, und nach kurzer Zeit bläht der Stickstoff im Klee sie auf. Dann tut höchste Eile not. Eine erste Maßnahme: Wir trieben die Kuh umher, um sie in steter Bewegung zu halten. Wenn das nicht half, den Blähbauch zu verkleinern, musste sie schnell nach Hause getrieben werden, um ihr ein „Trankl“ einzuflößen, eine Mischung aus Rizinusöl und Wasser, aus einer Flasche, nicht ohne Mühe. Wenn auch das nicht half, die dritte Maßnahme, nicht ohne Risiko für die Kuh: Stich von oben in den Pansen, den großen ihrer vier Mägen, mit einem Trokar, einem Stechinstrument, das eigentlich ein spitz zulaufendes Rohr ist, eine Art großer Kugelschreiber ohne die Mine. Der Stickstoff entweicht mit Gas und Schaum, und man kann sehen, wie es der Kuh bald besser geht. Einer der Bauern war ein Spezialist dafür. Einmal lief ich voraus, um ihn zu verständigen, vergaß in der Eile, die Sandalen anzuziehen und meldete mit wunden Füßen das Problem. Die anderen trieben die Kuh daher, Pansenstich, sie überlebte. Der pflichtvergessene Sohn des Besitzers kam nicht ohne Ohrfeigen davon. Kein Geheule, denn die Bauernbuben waren solches nicht ungewohnt und zudem nicht nahe am Wasser gebaut.

## Auf den Spuren von Mark Twain

Ein beliebtes Spiel ist der Schnellquiz Stadt-Land-Fluss. Jemand beginnt im Stillen mit dem Alphabet, ein anderer ruft Stopp!, worauf der Angerufene den Buchstaben bekannt gibt >>>



und alle Spieler so schnell wie möglich diesem Buchstaben Stadt – Land – Fluss – Name – Beruf – Pflanze – Tier zuordnen. Also bei „L“ zum Beispiel Lissabon-Lettland-Lena-Ludwig-Lehrer-Liebstöckl-Lamm. Bei M und Fluss schrieb ich immer Mississippi, denn ich dachte, frühes Lesevergnügen, an den Roman *Die Flusspiraten des Mississippi* von Friedrich Gerstäcker, den schon Karl May mit Eifer gelesen hatte. Die Mitspielenden hatten meist die steirische Mur auf dem Blatt, vielleicht auch den Main, seltener die Moldau hinter dem Eisernen Vorhang. Ich aber wollte weit weg, hin zum Fluss mit dem exotischen Namen Mississippi.



Pilot Town zur Zeit Mark Twains

Viele Jahre später wurde es Wirklichkeit: ein Besuch zu viert in New Orleans. Irgendjemand empfahl uns – wie wir später herausfanden, war es als Scherz gedacht, wurde aber nichtsdestoweniger ein Erlebnis der besonderen Art –, die Siedlung Pilottown im Delta des Mississippi zu besuchen. Dort war der Strom eine riesige Masse Wasser und doch noch nicht das Meer, und anders als an der grünblauen Gail denkt man weder ans Schwimmen noch ans Fischen. Der Mississippi fließt gelbbraun, und man sieht fast nur das eine Ufer mit der Fahrrinne für die großen Schiffe. Pilottown war nur zu Wasser zu erreichen. Auf dem flotten Motorboot kamen mir Gedanken an den Flusslotsen Mark Twain und seine Schaufellraddampfer, Gedanken auch an seinen Romanhelden Huckleberry Finn mit dem entlaufenen Sklaven Jim auf ihrem Floß. Der Mississippi heißt in der Sprache der Algonquin „Vater der Wasser“, in der Sprache des Musicals „Show Boat“ ist er der „Ol’ Man River“. Als solcher treibt er Huck und Jim mit schöner Langsamkeit dahin und mildert ihre Angst, entdeckt zu werden.

Pilottown war ein Dorf ohne Gemeindestatus, ein Schlafort für Schiffslotsen. Wir sahen ein paar Häuser, einige

davon auf Pfählen, eine Zwergschule, ein Postamt, eine Wetterstation und eine Gaststätte. Und auch einen Sheriff gab es. Seit August 2005 existiert Pilottown nicht mehr, denn der Ort hat den Hurrikan Katrina, einen der schlimmsten in der Geschichte der USA, nicht überstanden. Damals aber saßen in der Gaststätte freundliche Bewohner. Freude über den Besuch von so weit her. Bei mir kam es, wie es kommen musste: Hello, I’m from Austria. Oh, Australia? How nice! No, Austria in Europe. Oh, I see. Wir wurden eingeladen, zum vielen Wasser draußen kam viel Bier drinnen. Man ließ uns wissen: „All good people here, you know!“ Das hieß, wie sich bald herausstellte: keine Schwarzen, keine Juden. Wir diskutierten nicht, zumal wir nicht genau wussten, wie wir auf ein Boot zurück nach New Orleans kommen würden. Noch ein Bier, jetzt aber das letzte. Es ging auf die Dämmerung zu, doch der Sheriff beruhigte uns und vermittelte den Eindruck, er hätte, wenn nötig, einen Ozeanriesen für uns gestoppt, und sorgte persönlich für ein schnelles Boot. Wir hatten nicht mehr klaren Kopf und vergaßen prompt, vorher aufs Klosett zu gehen. Die Fahrt stromaufwärts ging durch eine Reihe von Querströmungen, der Bug des Boots stieg immer wieder in die Höhe und prallte dann hart aufs Wasser: schmerzhaft Stöße, auch auf das Wasser in unseren Blasen, qualvolle Dauer bis zum Landeplatz. In seinem *Winter Journal* (2012) gibt der New Yorker Schriftsteller Paul Auster wieder, welchen Rat ein Freund von seinem auf dem Sterbebett liegenden Vater erhalten habe: „Just remember, Charlie, never pass up an opportunity to piss!“ Darauf hätte uns der um unser Wohl so besorgte Sheriff unbedingt hinweisen müssen.

## Die Magie des Wassers in der Literatur

In Goethes Ballade „Der Fischer“ (1779) hat Wasser eine naturmagisch-tödliche Faszination: „Das Wasser rauscht“, das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran.“ Der tut, was Fischer tun: Angelrute halten und warten. Da steigt „ein feuchtes Weib“ empor, Goethe nennt seine Wasserfrau übrigens nicht Nixe. Sie schildert ihm die Tiefe als wohligen Raum (für die Fischlein) als Gegensatz zur Hitze droben. Stiege er in die Tiefe, so würde er – rätselhaftes Wort – „erst gesund“. Das Leben oben ist offenbar nicht alles, es fehlt, scheint Goethe zu meinen, des Fischers dunkle, ihm unbekannt Seite. Auch spricht das feuchte Weib vom Mythos des Narziss: Ob ihn denn sein eigenes Angesicht nicht locke – im Spiegel des Wassers. Es kommt, wie man es geahnt hat: Die betörende Wasserfrau und die Tiefe des Wassers ziehen den Fischer hinab – „halb zog sie ihn, halb sank er hin“. In der Preisgabe des Willens steckt in der Seelentiefe des Fischers ein Wunsch. In Sigmund Freuds Traumsymbolik vermittelt tiefes Wasser zum einen die Nähe zum Unbewussten, zum anderen zu Urbildern des Weiblichen.



Das hat ein Gegenstück beim Schweizer Dichter Gottfried Keller (1819 bis 1890), der eine Reihe von sehr eindrucksvollen Gedichten geschrieben hat, dessen Bedeutung aber doch in seiner Erzählkunst liegt. In seinem autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich“ (erste Fassung 1854) schildert er, wie ihm ein Trödler fünfzig Bände der Werke Goethes ins Haus bringt, wie er dann vierzig Tage lang nur in diesem Schatz von Werken liest, wie aber dann der Trödler, weil Heinrich das Geld für die Anschaffung nicht aufbringen kann, mit den Büchern wieder von dannen zieht. Immerhin: Goethe wurde für Keller eine Offenbarung, und mit Bezug und Kontrast zur Ballade „Der Fischer“ gestaltet Keller eine eindringliche Szene mit einer Frau an einem nächtlichen Wasser.

Der grüne Heinrich lebt in einer Spannung zwischen zwei Frauen, die gegensätzlichen Frauenbildern entsprechen. Da ist die sehr junge, blasse und sanfte Anna, die er platonisch liebt, die aber auf den Tod erkrankt. Und da ist die schöne Judith, älter als Anna, weiblicher und lebenserfahren. Mit Anna spricht er, um sie in ihrem Zustand zu besänftigen, mit Judith spricht er über Dinge, die ihn bedrücken, zum Beispiel, um sich vom Pflicht- und Treuegefühl Anna gegenüber zu entlasten. Judith bemerkt sehr wohl, dass Heinrich sich zu ihr hingezogen fühlt. Einmal gehen die Beiden hinaus in die Sommernacht, schweifen über Felder und Höhen, ohne gefühlvolle Betrachtungen über den Mond, nichtsdestoweniger in einem intensiven Erlebnis von Natur. Er hat ihr erzählt, wie er einmal als Kind die halbbentblößte Brust einer Schauspielerin erblickt habe. Als sie zu einem Bach kommen, ist Judith plötzlich weg, und ihm ist, als sei sie „still in der Natur verschwunden“. Er sieht ihre Kleider am Ufer und vernimmt aus dem Dunkel heraus die halb geseufzten, halb gesungenen Töne eines alten Liedes, über die Tiefe des Wassers und „über die Liebe und sonst nichts weiter.“ Aber es kommt sehr wohl Weiteres, denn Heinrich hört, dass jemand im Wasser plätschert. Er erblickt eine weiße Gestalt im Mondlicht, die nackte Judith richtet sich auf, das Wasser rauscht von ihren Hüften, und sie taucht, wie bei Goethe, als ein „feuchtes Weib“ empor. Er dreht sich magnetisch mit ihren Bewegungen, sie kommt heran, er sieht sie „fabelhaft vergrößert und verschönt.“ Er geht mit jedem Schritt, den sie auf ihn zukommt, wie ein Krebs einen Schritt rückwärts, lässt sie aber nicht aus den Augen. Nun wird es auch ihr unheimlich, und sie beginnt, sich rasch anzuziehen. Heinrich nimmt wahr, dass sie jetzt ebenfalls in Verlegenheit geraten ist und hilft ihr, „zitternd“, mit den Kleidern. Dann umschlingt er ihren Hals und küsst sie auf den Mund, und darauf küsst auch sie ihn, heftig. Er weiß, dass nunmehr „die glänzende Gestalt für immer meinen Sinnen eingepägt“ ist. Das gilt aber nicht für den Roman. Diese Szene wurde als so gewagt empfunden, dass Keller sie in der zweiten, stark überarbeiteten Fassung von 1879/80 wegließ. „Die Nuditäten etc. müssen selbstver-



Lorelei – Lichtdruckbild von Louis H. E. Schmidt

ständig wegfallen“, schrieb er im September 1871 an den österreichischen Kritiker Emil Kuh. Es sei die „roheste und trivialste Kunst von der Welt, in einem Poem den weiblichen Figuren das Hemd über den Kopf wegzuziehen.“ Aufblitzt hier Kellers Witz, ein Augenzwinkern mit Bezug auf zeitgenössische Sittsamkeit in der Literatur.

Es ist Erzählprosa und keine Ballade. Die Figur Judith hat naturmagische Züge wie die Wasserfrau bei Goethe, aber sie zieht Heinrich nicht halb hin, sondern geht auf ihn zu, er sinkt auch nicht halb hin, und es ist um ihn auch nicht geschehen, sondern die Erzählung – wir sind in der Zeit des sogenannten Realismus des neunzehnten Jahrhunderts – geht noch lange weiter. Als ich das Buch zum ersten Mal las, verlegte ich diese Szene an eine nächtliche Gail. Das ist ein Vorgang, den die Leseforschung eine Projektion nennt, ähnlich wie ich bei der Lektüre von Karl Mays Western-Romanen die Szenen des nächtlichen Anschleichens und Auskundschaftens hinter den Hügel am Rand unseres Dorfes platzierte. Und jetzt also statt eines Hügels ein Fluss im Dunkeln, eine Frau als Naturerscheinung und die Schotterbänke hell im Mondlicht.

### Von Wasserfrauen und -männern

Wasserfrauen sind seit dem französischen Mittelalter Teil der literarischen Tradition: Melusinen, dann Undinen wie die Märchenfigur bei de la Motte Fouqué, Hans Christian >>>





Andersens kleine Meerjungfrau, die Titelfigur in Antonin Dvořaks Oper „Rusalka“, die „Sirene“ in der gleichnamigen Erzählung von Giuseppe Tomasi di Lampedusa, die Frau in Ingeborg Bachmanns Erzählung „Undine geht“: das sind einige Beispiele. Ihnen stehen aber auch zahlreiche sagenhafte Wassermänner gegenüber. Frauen sind im astronomischen Sternkreis durch Virgo, Jungfrau, vertreten, aber die ist kein Wasserwesen. Wohl aber gibt es das Sternzeichen des Aquarius, des Wassermanns. Im Broadwaymusical „Hair“ von 1967 wird in der Leitmelodie und in seinem Namen die Ankunft eines Friedenszeitalters beschworen. Es gibt Wassermänner in zahlreichen Sagenwelten. In der nordischen lebt der singende Nöck mit einer Harfe. Der vielseitige August Kopisch (1799-1853), Erfinder, Dichter, und Maler, widmete ihm eine Ballade, die von Carl Loewe für Männerstimme vertont wurde. Der neben einem Wasserfall stehende, harfenspielende und die Schönheit der Welt besingende Nöck wird also seinerseits von Carl Loewe auf schöne Weise besungen. Es gibt ihn aber auch in der Variante als keineswegs friedlichen Verführer, der mit seiner Musik junge Mädchen in sein Wasserreich lockt.

Das ist nicht bei allen Wassermännern so. Wenn wir in Wien von unserer Loggia im fünften Stock über die Fahrbahn der Linken Wienzeile, den regulierten Fluss Wien, die Geleise der U-Bahn 4 und einen Grünstreifen in die Rechte Wienzeile blicken, sehen wir in der Häuserreihe das Haus „Zum Wassermännlein“. Über dem Eingang befindet sich ein Relief aus Terracotta. Es zeigt einen kleinen Mann mit Hut, darunter ein grimmiges Gesicht mit tiefen Augenhöhlen. Was das Relief nicht zeigen kann, vermittelt die lokale Sage: Gehrock grau, von Wasser triefend, Hut grün, Röhrenstiefel schwarz. Tagsüber schläft der kleine Wassermann im Fluss, aber nach dem Abendläuten, wenn es dunkelt, taucht er auf. Sein bis zum Boden reichendes Haar ist grün wie der Hut, er kämmt es immer wieder durch. Dabei, so will es die Sage, singt er, ähnlich dem Nöck. Heinrich Heines berühmte Loreley singt ebenfalls, doch ist sie nicht eigentlich eine Wasserfrau, sie taucht nicht aus dem Rhein auf, um Schiffer hinunter zu ziehen, sondern betört sie von ihrem Felsen herunter mit ihrem Gesang, sodass sie nicht auf die Riffe achten und mit dem scheiternden Kahn in die Tiefe sinken. Aber sie kämmt ihr Haar wie das Wassermännlein an der Wien, es ist golden, seines ist grün, dafür ist sein Kamm golden. Ob das Wassermännlein singt, weiß die Sage nicht zu berichten. In Goethes Ballade lockt und zieht die Wasserfrau nach unten, Kellers Judith singt ein altes Lied, bevor sie dem Wasser entsteigt und den jungen Heinrich verlockt, die Loreley wiederum verführt, indem sie eine „wundersame gewaltige Melodei“ singt. Das Wassermännlein im Wienfluss verlässt sich nicht auf seinen Gesang, sondern zieht mit physischer Gewalt alles hinunter, was es zu fassen kriegt, Mensch oder Tier. Ein Männlein als entfesselter Mann.



Das Wassermännlein von Wien

Als wir uns dort ankauften und das Wassermännlein gegenüber entdeckten, führte die Wien noch mehr Wasser als jetzt. Das wurde mitentscheidend für den Kauf. Ein anderer Grund war eine schwimmende Entenfamilie, Mutter voran, sechs Entlein hinterdrein. Die Wien hat seitdem Wasser verloren, wir wissen nicht, wohin. Die Entenfamilie war damals munter herausgestiegen, hatte uns wissen lassen, dass die Wasserqualität in Ordnung sei und war ein lebendiger Beweis dafür, dass ihr das Wassermännlein nichts angetan hat. Vielleicht werden Männlein und Männer doch mit der Zeit friedlicher. Vielleicht aber ist das Männlein in der Wien ohnehin schon tot und hat die allgemeine „Entzauberung der Welt“, ein Signum der Moderne (Max Weber), nicht überlebt.

In Herman Melvilles berühmtem Roman *Moby Dick* (1851) erscheinen Magie und Dämonie des Wassers in Fülle und Weite. Es ist die Geschichte des Kapitäns Ahab, der die Besatzung des Walfängerschiffs *Pequod* darauf einschwört, den riesigen weißen Wal Moby Dick zur Stecke zu bringen, weil er ihm ein Bein abgerissen hat. Es geht jedoch nicht nur um die persönliche Rache eines Monomanen, sondern darüber hinaus um einen Kampf gegen eine gigantische Naturkraft, die das Böse verkörpert. Ahab missbraucht die von ihm Verführten, den Ich-Erzähler Ishmael eingeschlossen, für eine dramatische Jagd. Er nagelt eine Golddouble in den Hauptmast, als Lohn für denjenigen, der Moby Dick als Erster sichtet, und wird so seinerseits zum Verführer und Teil des Bösen. Nur die ersten einundzwanzig von einhundertfünfzig Kapiteln des Romans spielen an Land, auf den übrigen der siebenhundert Seiten geht es über Jahre hin um Walfang auf den beiden größten Ozeanen des Erdballs. Im dramatischen Finale rammt Moby Dick das Schiff, und es sinkt. Am Ende steht der Untergang aller mit Ausnahme Ishmaels. Die Wirbel über dem gesunkenen Schiff glätten sich, das blaue Wasser des Ozeans flutet über die Katastrophe. Auf einem Sarg dümpelnd, den sich einer der Harpuniere, seinen Tod ahnend, beim Schiffszimmermann hat anfertigen lassen, wird Ishmael gerettet und zum Erzähler des Romans.



Eingefügt sind poetische und zugleich reflexive Abschnitte über Wasser, und gleich das erste Kapitel ist voll davon. Ishmael weiß: Wann immer er einen grimmigen Zug um den Mund herum verspürt, wenn es in seiner Seele regnerischer November wird und seine Hypochondrien überhandnehmen – er nennt sie „my hypos“, so wie man von alten Bekannten spricht –, muss er so bald wie möglich an ein südliches Meer. In Manhattan hat er beobachtet, wie die Menschen vom Inland auf die Insel kommen, um so nahe wie möglich am Wasser zu stehen und fasziniert hineinzublicken. „There is magic in it.“ Und wie jeder wisse, seien Wasser und Meditation auf immer „vermählt“. So sinniert Ishmael im 35. Kapitel von hoch oben, vom Ausguck des Schiffes, über die Schönheit der Südsee, über den Zauber ihres Blau und zugleich über die Gefahr, sich in diese Bläue zu verlieren. Seine Meditation gerät zu einer gefährlichen Träumerei, er verspürt den Drang, sich hinabzustürzen und sein Ich im Wasser aufzulösen. Davor muss er sich warnen, denn obwohl aus den gekräuselten Wellen des Tiefunten kein Spiegelbild ins Hochoben grüßt, ist die narzisstische Verführung mächtig und die Lockung ins tödliche Hinunter groß: ozeanisches Wasser als Magnet ins Unten und, ähnlich wie in Goethes Ballade, ins Unbewusste.

## Wasser- Metaphern, Wasser-Musik

Wie sind wechselnde Zustände unseres äußeren und inneren Lebens, auch Krisen, in Worte und Bilder zu fassen? Es lohnt sich, wieder bei Goethe nachzulesen, denn ihm waren Stauungen des Lebensgefühls und Befreiungen daraus durchaus vertraut. Als Seelenkenner, der er war, lange bevor man von Psychologie sprach, schrieb er in seinen *Maximen und Reflexionen*: „Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.“ Und ein solches Schwieriges, die Anschauung seelischer Vorgänge, leicht vor Augen geführt, hinterließ er im Gedicht *Gesang der Geister über den Wassern* von 1779. Da war er dreißig Jahre alt. „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser“, heißt es in der ersten Strophe, und in der letzten: „Seele des Menschen, / wie gleichst du dem Wasser, / Schicksal des Menschen, / Wie gleichst du dem Wind.“ Tiefen und Untiefen der Seele fasste er in die Bildsprache von Wasser und wehender Luft, sowohl im Ganzen – der dreihundert Meter hohe Staubbachfall in der Schweiz diente ihm als Anschauung –, als auch in Stufen, wenn sich Hindernisse in den Weg stellen. Goethe weiß, in Analogie von Dunstschleiern über dem Wasser, über Verschleierungen, Trübungen und Klärungen des Gemüts sehr wohl Bescheid. Dass dann ein Strom in einen klaren See mündet, in dem sich die Sterne spiegeln, ist bei ihm keine vorschnelle Harmonisierung. Das ganze Gedicht ist überhaupt ein frühes Beispiel für einen Aspekt von Goethes Lebensphilosophie, den er in das Verhältnis von Systole

und Diastole gefasst hat: Alles unterliegt Vorgängen von Zusammenziehungen und Stauungen einerseits, Öffnungen und Weitungen andererseits. Bei Goethe erscheint dies auch in anderer Bildlichkeit: „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden, / die Luft einziehen, sich ihrer entladen.“ Das gilt nicht nur für das Ein und Aus der Atmung, für Arbeit und Muße, Wachen und Schlaf, sondern auch für Ballungen von wasserschweren Wolken und ihrer Entladung als Regen. Und auch für Stauungen im Lebensrhythmus und ihre Überwindungen. Das bildet die Grundfigur des *Gesangs der Geister über den Wassern*.

Nachdem ein Vortrag in Rom gehalten war, chauffierte mich der betreuende Kollege durch die Stadt, zuletzt auch ins Zentrum. Zum Abschluss dieser Rundfahrt, die an sich schon ein Abenteuer war, fuhr er geradewegs in die Fußgängerzone der Via Condotti. Linkerhand kommt man am berühmten Caffè Greco vorbei, rechts liegen die Luxusgeschäfte der Haute Couture und des teuren Schmucks. Zielsicher ging es in Richtung Spanische Treppe, durch die vielen Flanierenden hindurch, die ohne Aufregung zur Seite wichen. Ich kam mir vor wie auf einem Schiff oder auf einem Schneepflug und fragte bänglich, ob man hier überhaupt fahren dürfe. Mein Chauffeur antwortete trocken: „No!“ und fügte hinzu: „Wenn ich mir schon in diesen teuren Geschäften kein Geschenk für meine Frau leisten kann, möchte ich wenigstens im Auto daran vorbeifahren.“ Irgendwo fand er einen Parkplatz, und wenig später befanden wir uns im sogenannten Keats-Haus am Fuß der Treppe. Es beherbergt eine Gedenkstätte für John Keats, den berühmten Dichter der englischen Romantik, und auch für seine Kollegen Percy Bysshe Shelley und Lord Byron ist darin Platz.

John Keats wurde 1795 in London geboren. Er ist einer der meistzitierten Dichter seiner Zeit, zum Beispiel mit dem ersten Vers seines epischen Gedichts „Endymion“: „A thing of beauty is a joy forever.“ Keats schrieb berühmt gewordene Oden: auf eine griechische Urne, an die Melancholie, an eine Nachtigall, an den Herbst. In Rom hoffte er, von seiner Tuberkulose geheilt zu werden, verstarb jedoch nach wenigen Monaten. Begraben ist er auf dem Protestantischen Friedhof, dem Cimitero Acattolico. Dort liegt auch August von Goethe; auf seinem Grabstein ist er, auf Latein, lediglich als Sohn Goethes benannt. John Keats hingegen wünschte sich, auf dem Grabstein nicht mit seinem Namen, wohl aber als „junger englischer Dichter“ genannt zu werden, zusammen mit der Zeile: „Here lies One / Whose Name was Writ in Water.“ Das Rätselhafte dieser Inschrift wird noch rätselhafter, wenn man bedenkt, dass mit „writ“ die Wortverwandtschaft mit „ritzen“ aufgerufen ist. Man ritzte in Stein, bevor man auf Papier schrieb. Seinen Namen in Wasser geritzt zu wissen in dem Wunsch, eben nicht genannt zu werden? Einem Element anvertraut sein, das einen auslöscht?

&gt;&gt;&gt;



Im Jahre 1816 erschien John Keats' Sonett *On First Looking into Chapman's Homer*. Darin schildert er eine tiefgreifende Leseerfahrung; Keats vergleicht sie mit der Entdeckung eines riesigen, zuvor noch von keinem Europäer erblickten Wassers. In vielen goldenen Reichen habe er sich umgetan, viele poetische Entdeckungen habe er gemacht. Oftmals habe er von Homer gehört, als einem der Großen im weiten Gebiet der Dichtung, aber nie habe er die reine Heiterkeit seiner Werke so erfahren wie damals, als er George Chapmans Übersetzungen der *Ilias* und der *Odyssee* von 1616 las. So müsse es einem Astronomen beim Entdecken eines neuen Planeten ergangen sein, oder dem spanischen Eroberer Cortez, der als erster Europäer von einer Anhöhe der Meerenge von Panama aus den Pazifischen Ozean erblickte. Cortez und seine Männer versinken in starres Staunen und tiefes Schweigen. (Es war übrigens nicht der grausame Eroberer Hernán Cortez, sondern sein nicht minder grausamer Kollege Vasco Nuñez Balboa, aber das mindert die Wirkung des Gedichts nicht.) John Keats verbildlichte mit einer Wassermetapher eine unerhörte poetische Erfahrung. Auf seinem Grabstein steht zwar sein sonderbarer Wunsch, ohne Namensnennung in Wasser geritzt zu sein. Aber dieser Wunsch hat mit dazu beigetragen, seinen Namen im Ozean der Weltliteratur zu bewahren, so als sei er in Stein geschrieben.

Dichter zaubern Poesie ins Wasser, Komponisten Musik. Von Ludwig van Beethoven ist der Ausspruch überliefert, nicht Bach (Johann Sebastian) müsse es heißen, sondern Meer. Das überzeugt, wenn auch nicht restlos, denn mit Meer vergleichbar sind wohl Bachs volltönende Choräle, weniger seine Cellosonaten, Orgelfugen, Kantatenarien oder seine Klaviermusik.

Eine denkwürdige Bezugsebene biografischer Art zu Bach ist, wenn man der berühmten chinesischen Pianistin Zhu Xiao-Mei Glauben schenkt, die althinesische Philosophie des Laotse. Deren Kern handelt von der sanften Gewalt des Weicheren über das Härtere, und der Inbegriff für solche beharrliche Gewalt ist Wasser. Das hat, wie schon erwähnt, Bertolt Brecht auf seinem Weg in die Emigration in seinem Gedicht über die Entstehung des Buches Tao te King zu einer zentralen Aussage gemacht: Langer, beharrlicher Widerstand gegen harte Gewalttäter werde zu leisten sein. Das Sprachbild wirkte aber auch in eine andere Richtung: 1949 geboren, geriet Zhu Xiao-Mei in die von Mao Zedong anbefohlene desaströse Kulturrevolution der neunzehnjährigen Jahre. Sie war darin Beides, Denunziantin und Opfer, und durfte in den fünf Jahren des Arbeitslagers nur deshalb Klavier spielen, weil sie den gefürchteten Roten Garden einreden konnte, die Musik der Wiener Klassik stamme nicht aus dem Westen, sondern aus dem kommunistischen Albanien. Ihr Komponist in jahrelanger Arbeit her-

nach wurde Johann Sebastian Bach, im Besonderen mit den Goldberg-Variationen. Bachs Musik half ihr, ganz so wie bei Laotse und Brecht das beharrlich weiche Wasser es tut, das harte Erlebte, auch ihre seelischen Schäden, zu bewältigen. Es dauerte sehr lange, und erst mit vierzig Jahren konnte sie als Konzertpianistin auftreten.

Die Überführung von Wassertönen in Musik hat Komponisten immer wieder gereizt. Ob es nun gesungene Musik ist, wie die des Nöck in der Sage, oder mit vollem Orchester gespielt, wie Georg Friedrich Händels „Wassermusik“: Wasser kann tönen. Händels Wassermusik ist Teil einer Orchestersuite und erklang, nach einem Bericht aus dem Jahre 1717, zum ersten Mal, auf einem Wasser, als Begleitung einer Fahrt des englischen Königs Georg I. die Themse aufwärts von Whitehall bis Chelsea. (In diesem Fall übertönt allerdings der barocke Prunk dieser Musik das, was Händel an Wasserklängen hineinsetzte.) Der tschechische Komponist Bedřich Smetana komponierte seine symphonische Dichtung *Die Moldau* (1874, Smetana war bereits ertaubt) auf eine Weise, dass man den Lauf des Flusses vom Quellgemurmel bis zu seiner Breite bei Prag und bis zur Mündung in den Strom Elbe hören kann.

In der Verkehrsdichte und der entsprechenden Luftqualität der Großstadt Rom möchte man nur verhalten atmen. Dafür kann man das Wasser dieser Stadt bedenkenlos trinken. Es schmeckt überraschend frisch, und das seit der Antike. Die Römer schlugen zwar nicht mit Stäben an einen Felsen wie Moses in der Wüste, worauf Wasser sprudelt, sondern sammelten Wasser weiter nördlich in der Provinz Rieti und führten es in mehreren Leitungen in ihre Metropole mit einer Million Einwohnern. Sowohl unterirdische Leitungen als auch Aquädukte zeugen davon. In Permanenz fließen im Rom öffentliche Trinkbrunnen. Nach ihrem nach unten gebogenen Rohr nennt man sie „nasoni“, Nasen, und im heißen Sommer wirkt bereits ihr Plätschern erfrischend. Sie fließen zu Hunderten in den älteren Teilen der Stadt, im Ganzen sind es an die zweitausendfünfhundert. Versperrt man ihren Abfluss unten am Ende der Nase, steigt oben aus dem Rohr ein Strahl für bequemeres Trinken.

Die größten und schönsten Brunnen der Stadt stammen zum Großteil aus der Zeit des Barock, drei stehen an der Piazza Navona, mit dem Vierströmebrunnen als dem auffallendsten: unter einem Obelisk die Männer-Allegorien von Ganges, Nil, Rio de la Plata und Donau/Danubius). Zwei Brunnen stehen auf dem Petersplatz, mehrere in der Villa Borghese, der Barcaccia-Brunnen am Fuß der Spanischen Treppe. Einprägsam ist auch der Najadenbrunnen vom Beginn des 20. Jahrhunderts auf der Piazza della Repubblica. Der berühmteste ist auch der größte: die Fontana di Trevi aus dem 18. Jahrhundert, gespeist mit Wasser aus den Sabiner

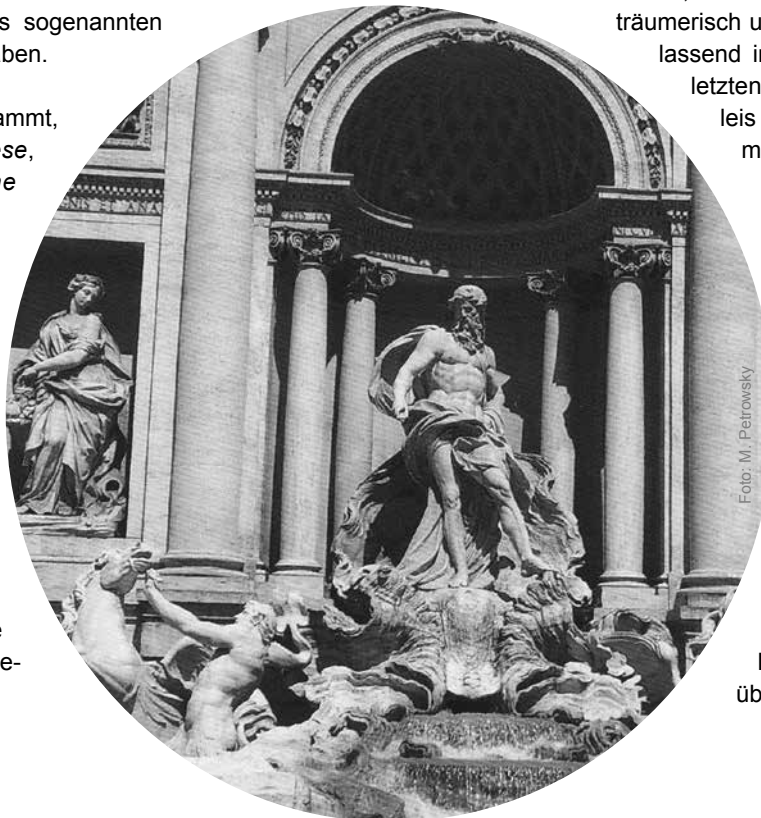


Bergen. Vom Trinken aus diesen großen Brunnen wird abgeraten, aber in der Nähe plätschern genügend viele nasoni. Der Komponist Ottorino Respighi hat versucht, die großen römischen Brunnen in seiner Komposition *Le Fontane di Roma* als klangliche Variationen auf murmelndes, fließendes und rauschendes Wasser ertönen zu lassen. Mehr Klang als den Streichern kommt dabei den Blasinstrumenten zu, und da wiederum dem weicheren Holz mehr als dem Blech.

In der Mitte des Residenzplatzes der Stadt Salzburg steht ein Brunnen aus der Zeit des Barock, erbaut von dem Italiener Tommaso di Garona in den Jahren 1656 bis 1661. (Die Namenszuschreibung ist nicht gesichert.) Der Brunnen hat monumentale Höhe und ist dem weiten Platz angemessen. Er besteht aus drei Becken: dem großen Auffangbecken, in dessen Mitte sich Pferde- und Männerfiguren gruppieren, dem mittleren, das das Wasser aus dem obersten auffängt, das wiederum vom aufsteigenden Strahl aus dem Mund eines Tritons gefüllt wird und überfließt.

Zwei oder drei Schalen sind die Grundform von Hochstrahlbrunnen. Es gibt sie vielerorts. Literarisch berühmt geworden ist einer in der Villa Borghese in Rom. Es ist diese Fontana dei Cavalli Marini, benannt nach vier Pferdeköpfen an der Basis, die zwei bedeutende Dichter für die eindringliche Schönheit wassersprachlicher Bilder verwendet und damit das Genre des sogenannten Dinggedichts bereichert haben.

Von Rainer Maria Rilke stammt, mit Ortsangabe *Borghese*, das Sonett *Römische Fontäne* von 1907. Eine seiner Besonderheiten: Es besteht aus einem einzigen fortlaufenden Satz. Stippvisite in die Grammatik: Sechs der Vorgangswörter des Sonetts dienen dem Satz nicht in ihrer Aussageform, sondern als sogenannte Partizipien der Gleichzeitigkeit. Damit entsteht gleichsam eine von oben nach unten fließende Sprache:



Detailansicht des eindrucksvollen Trevi-Brunnens

*„Zwei Becken, eins das andere übersteigend  
aus einem alten runden Marmorrand,  
und aus dem oberen Wasser leicht sich neigend,  
zum Wasser, welches unten wartend stand,*

*dem leise redenden entgegenschweigend  
und heimlich, gleichsam in der hohlen Hand,  
ihm Himmel, Grün und Dunkel zeigend  
wie einen unbekanntem Gegenstand,*

*sich selber ruhig in der schönen Schale  
verbreitend ohne Heimweh, Kreis aus Kreis,  
nur manchmal träumerisch und tropfenweis*

*sich niederlassend an den Moosbehängen  
zum letzten Spiegel, der sein Becken leis  
von unten lächeln macht mit Übergängen.*

Eine zweite Besonderheit, Stippvisite in die Poetik, fügt sich zur ersten: Die meisten Verszeilen enden nicht mit Satz oder Halbsatz, sondern sind durch sogenannte Enjambements miteinander verbunden. In einem Enjambement rinnt eine Verszeile ohne Stockung über in die nächste. Der Abschluss des Gedichts besteht aus vier von solchen überfließenden Versen, wenn es heißt: „... nur manchmal träumerisch und tropfenweis // sich niederlassend in den Moosbehängen / zum letzten Spiegel, der sein Becken leis / von unten lächeln macht mit Übergängen.“ Rilke zaubert Poesie ins Wasser, es fließt gleichsam durch die Sprache hindurch.

Eine Drittes: Fließen und Fallen des Wassers vertraut Rilke Wörtern an, denen eine menschliche Bedeutung gemeinsam ist: sich neigen, zeigen, warten, reden, schweigen, lächeln. Das Brunnenwasser und die Becken fühlen und handeln, und so wird ein Dinggedicht zu einem Gedicht über menschliches Miteinander.

>>>



Das Gedicht *Der römische Brunnen* (1882) des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer ist älter als das Rilkes, ist auch bekannter geworden und bekannter geblieben. In einer der Vorfassungen steht das Wort „Garten“, was auf einen Ort im Grünen verweist. Tatsächlich gilt auch bei Meyer die Fontana dei Cavalli Marini in der Villa Borghese als Modell. Meyer hat eine erste Fassung von 1866 über mehrere Zwischenversionen hinweg auf die Hälfte verknüpft, was Klang und Rhythmus des Gedichts gesteigert hat.

*Aufsteigt der Strahl und fallend gießt  
er voll der Marmorschale Rund,  
die, sich verschleiern, überfließt  
in einer zweiten Schale Grund;  
die zweite gibt, sie wird zu reich,  
der dritten wallend ihre Flut,  
und jede nimmt und gibt zugleich  
und strömt und ruht.*

In meinem Studium war ein Kurs mit dem Titel „Die Kunst der Rede“ zu absolvieren. Die Bezeichnung versprach zu viel, denn es war damit nicht der Erwerb rhetorischer Fähigkeiten gemeint – die wir durchaus gebraucht hätten –, sondern es genügte der Vortrag eines Gedichts, um ein Zeugnis zu erhalten. Meyers Gedicht war ein Favorit, wurde besonders gern vorgetragen, und am Schluss des Kurses waren die meisten Kursteilnehmer gut vertraut mit dem Wortlaut. Einem kurzen, dynamischen Aufwärts zu Beginn folgt ein ruhiges Fallen. Im Sich-Verschleiern klingt bereits mehr an als Dinglichkeit. Auch Meyer verwendet eine Verlaufsform: wallend fließt das Wasser in die Schale. Und diese größere reicht es, freigiebig, der nächsten, die sich nicht bitten lässt und es an die dritte weitergibt. Geben und Nehmen, Berühren und Berührtwerden, Ruhe in Bewegung: Die Dinge finden, wie bei Rilke, in menschlicher Übereinstimmung zusammen. So gilt auch hier, wie bei Goethe, und doch poetisch anders: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser.“

Karlheinz Roszbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten; studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Wien, Innsbruck und an der University of Kansas in Lawrence; 1966 Dr. phil. an der Universität Salzburg; 1975 Habilitation; 1976 Ao. Univ.-Prof.; 1994 O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg. Zahlreiche Essays und Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Dankbarkeiten* (Verlag Lehner, Wien 2021)

### Die Seejungfrau von Erika Mitterer

Als ich ihn fand, erweckt' ihn mein Gesang.  
Er lächelte, eh er die Lider regte.  
Sein blondes Haar war salzig und voll Tang.  
Kaum schlug sein Herz, dran ich die Wange legte.

Eh er zu sich kam, glitt ich in die Welle;  
die Sonne färbte schon den Himmelssaum,  
und unser Leib erträgt nicht solche Helle.  
Ich schlang mich schleunig durch den blauen Raum.

Die Hexe gab erbetnen Rat: Sie braute  
aus ekler Mischung scharfen Zaubersud,  
den trank ich schauernd, eh die Frühe taute.  
Mein Schwanz verschwand. Ein Brand fuhr durch mein Blut.

Nun kann ich immer um den Prinzen kreisen  
und tanzen – jeder Schritt schmerzt wie ein Schwert -,  
er aber sehnt sich weiter nach den Weisen,  
die er im Traume, wie er glaubt, gehört.

Zum Lohn gab ich der Hexe meine Stimme.  
Sehr selten sieht der Prinz die Stumme an.  
Die Menschenseele wächst – dies ist das Schlimme –  
nur durch die Liebe mir, nur durch den Mann.

Wie heiter waren wir im untern Schlosse,  
im grünen Licht, eh ich den Tag gekannt!  
Ich schwamm so schnell mit meiner Silberflosse,  
ich sang so gern, bis ich den Prinzen fand.

Weint nicht, ihr Schwestern, klagt nicht auf den Klippen!  
Ob ich auch nie sein Herz für mich erwerbe:  
Jetzt fühl ich seinen Kuß auf meinen Lippen!  
Was kümmert mich, was sein wird, wenn ich sterbe!

Wenn er die Braut an Bord führt und mich tötet,  
der Ahnunglose, ist es dann noch schwer,  
sobald der Segel oberstes sich rötet,  
ganz hinzuschwinden, wie der Schaum am Meer?